

(vier Söhne und sechs Töchter), so daß ein wirklicher Beitrag zur Maximilian-Forschung geleistet wird. Kardinal Matthäus Lang war kein Sohn des Kaisers (S. 84, Anm. 36). Dieser Nachweis wird dadurch gestützt, daß Maximilians Sohn Georg u. a. deswegen als Koadjutor von Salzburg nicht durchzubringen war, weil „in unseren Gegenenden am Beginn des 16. Jahrhunderts noch starke Widerstände“ bestanden, „Bastarde als Kirchenfürsten zu postulieren“ (90). Wenn das für Georg galt, dann hätte es auch für Matthäus gegolten. Den Beziehungen des Habsburgers Maximilian III. († 1618, Stifter des Herzogshutes) zu Klosterneuburg geht G. J. Kugler nach. Äußerst interessant sind die Ergebnisse G. Winners über „Die niederösterreichischen Prälaten zwischen Reformation und Josephinismus“. Wie an einem Seismographen lassen sich hier für den, der zu deuten versteht, die kirchengeschichtlichen Ereignisse ablesen. Der Priestermangel nach dem Sieg der Reformation bedingte eine starke Überfremdung. Priester anderer Orden, Länder und Schulen wurden Äbte und Pröpste in Niederösterreich. Fast zwei Drittel aller Prälaten des 17. Jahrhunderts waren Ausländer, die vielfach bei den Jesuiten (Germanikum, Ingolstadt, Dillingen, Graz) ausgebildet worden waren. Erst im Zuge der Gegenreformation setzten sich wieder österreichische Klostervorstände durch. Schade, daß Winner nicht auch die soziale Herkunft der Prälaten untersucht hat. Hierzu hätten ihn etwa die Forschungen von E. Krausen (München) anregen können, der für den süddeutsch-österreichischen Raum mit der Meinung von „Bauern“ oder „Adelkskonventen“ in der Barockzeit aufzuräumen und die überwiegende Mehrzahl der Prälaten dem Bürgertum zuweisen konnte (vgl. Jahresbericht der Görresgesellschaft 1963, 55). Mehrere kunstgeschichtliche Arbeiten, die sich mit den zwei Reliquien-Monstranzen der Klosterneuburger Schatzkammer (H. Fillitz), den Tapisserien des Gobelinzimmers des Stiftes (E. Neumann) und den Ansichten von Klosterneuburg des J. Ch. Brand (H. Aurenhammer) befassen, runden den Band würdig ab.

NIELEN JOSEF MARIA, *Christliche Gestalten*. (335.) Verlag Herder, Freiburg 1965. Leinen. Das Buch, das sich als geistliche Lesung eignet, enthält 24 Essays, die aufzeigen wollen, wie Christus in Menschen Gestalt annehmen kann. Dabei ist der zeitliche Bogen weit gespannt: von Nikodemus über Augustinus und Hrabanus Maurus zu Ernest Psichari (Enkel von Ernest Renan), einem heiligmäßigen Offizier des ersten Weltkriegs. Die Sprache der einzelnen Beiträge ist einfach, klar und lebendig. Das ökumenische Anliegen ist – besonders in den Aufsätzen über J. M. Sailer und W. Solowjew – unverkennbar. Befremdend wirkt die eigenwillige Periodisierung, die z. B. Friedrich von Spee († 1653) zum Hochmittelalter rechnet. Die Feststellung, daß Rimbaud „auf das katho-

lische Geistesleben der Neuzeit bestimmenden Einfluß“ ausgeübt habe (321), wird in dieser allgemeinen Form kaum zu halten sein.

Linz/Donau

Rudolf Zinnhobler

LORENZ WILLY, *Die Kreuzherren mit dem roten Stern*. (Veröffentlichungen des Königsteiner Instituts für Kirchen- und Zeitgeschichte der Sudetendeutsche, Bd. 2.) (41.) Königstein/Taunus 1964.

Der Verfasser hat mit dem ihm eigenen historischen Spürsinn in vier Kapiteln den wechselseitigen Ablauf des einzigen in Böhmen entstandenen Ordens der katholischen Kirche – des Kreuzherrenordens – aufgezeigt. Der Beginn der ursprünglich als Spitalsorden gegründeten Kreuzherren führt uns in die Zeit des Königs Przemysl Ottokar I. v. Böhmen und seiner Gemahlin Konstanze, deren Tochter Agnes ganz aus dem Geist des hl. Franz von Assisi als Gründerin des Hospitals (6. Jänner 1233) eines Minoriten- u. Klarissinnenklosters zunächst anzusehen ist. Agnes scheint als Ideal eine enge räumliche Verbindung des Minoriten- u. Klarissinnenklosters und des Hospitals vorgeschwungen zu haben. Das Spital befand sich ganz in der Nähe St. Kastulus in Prag. Das Hospital von St. Franz dagegen wird zuerst und nur allein am 6. 2. 1233 genannt. Obgleich die Kreuzherren die Papstbulle vom 14. April 1237 als die eigentliche Gründungsurkunde betrachten, so vollzog sich die Ordensbildung vielmehr in allmählicher Weiterbildung des Besitzstandes. Am 6. Juni 1253 werden bereits die Brüder von St. Franz an der Prager Brücke, Erbauung eines neuen Hauses an der Prager Brücke, genannt. 1271 führen sie die Bezeichnung „Ordo stellatorum de Praga“ und besaßen zwölf Häuser u. a. in Prag, Breslau, Wien, Mies, Brüx, Eger, Bunzlau und Wladislaw in Polen, ferner in Schlesien Glatz, Münsterberg, Schweidnitz und Liegnitz. Das luxemburgische Jahrhundert mit seiner ausgebreiteten städtischen Kultur kam auch den einzelnen Niederlassungen der Spitalbrüder von St. Franz zugute. Unter Karl IV. nahm der Meister von St. Franz den vierten Rang in Böhmen nach dem König ein. Im 15. Jhd. sollten infolge der Hussitenkriege sehr viele Hospitäler des Ordens nicht mehr bestehen, so in Aussig, Leitmeritz, Mies, Klattau und Schüttenhofen.

Doch schon im nächsten Jahrhundert vollzog sich im Orden eine wesentliche Umwandlung, eine „Klerikalisierung“. Da die Kranken nur noch eine untergeordnete Rolle zu spielen begannen, zerfiel der Orden in zwei Klassen, in Priesterherren und in dienende Brüder: aus „Kreuzträgern“ wurden „Kreuzherren“. Aus ihnen ging Anton Brus, wohl der größte der Kreuzherren, als „supremus magister“ hervor; er war ein Freund des Petrus Canisius und wurde sicherlich durch dessen Einfluß unter Ferdinand I. 1558 Bischof von Wien, ja nach 140 Jahren erhielt Böhmen in ihm am 5. 9. 1561 wieder einen Erzbischof. Das Prager Erzbistum hatte unter Brus zu einem Großteil von dem